Umfang acht Seiten

Einzelbezug 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme
Hannover Artilleriestr 15 und Berlin W 35 Potsdamerstr. 111

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1911 BERLIN/SONNABEND DEN 22. APRIL 1911/HANNOVER NUMMER 60

Inhalt: KURT HILLER: Der Relativismus in der Rechtsphilosophie und seine Ueberwindung durch die Restitation des Willens / PER HALLSTROEM: Adonia / PAUL SCHEERBART: Der Kaiser von Utopia / FRIEDRICH KURT BENNDORF: Vom Gedichtelesen / JOHN WOLFS: Kunsthistorismus / TRUST: An die Herren Vorsitzenden der Heimatspiele / J. A.: Lokales / JOHN JACK VRIESLANDER: Der Säugling / Zeichnung.

Der Säugling / Zeichnung von John Jack Vrieslander

Der Relativismus in der Rechtsphilosophie und seine Überwindung durch die Restitution des Willens

Von Kurt Hiller

II

Auf die wie das Schwert des Damokles gefährlich über aller Ethik (und schliesslich über aller Philosophie) hangende Frage: „Wie lautet der allgemeingiltige Wert?" antwortet Kant: „Allgemeingiltigkeit!", spottet seiner selbst und weiss nicht wie. Mit Recht nennt J. F. Fries das „ein leeres Prinzip der Ordnungsliebe, von dem sich nicht begreifen liesse, wie die Vernunft darin den höchsten Wert setzen sollte" [1]; und wundervoll höhnt Schopenhauer: Kants Reich der Zwecke sei bevölkert von lauter vernünftigen Wesen in abstracto, die samt und sonders beständig wollen, ohne irgend etwas zu wollen — nur dieses Eine wollen sie: dass Alle stets nach einer Maxime wollen . . .[2])

Rudolf Stammler's in ihrem polemischen Teil so überaus glänzende und als eine weltgeschichtliche Tat anzusprechende Rechtsphilosophie ist hinsichtlich ihrer positiven Ergebnisse abzulehnen; und zwar aus keinem andern Grunde als deshalb, weil sie die Kantische Hexerei mit dem Formalprinzip leider wiederholt. Wie wenig damit anzufangen ist, zeigt sich bei Stammler allerdings noch deutlicher; da er, im Gegensatz zu Kant, eifrig bemüht ist, sein „formales" Kriterium auf die Materien des Rechts anzuwenden. Diese Bemühungen sind völlig fruchtlos; denn alle jene „Grundsätze des richtigen Rechts", des „Achtens" und „Teilnehmens", so sehr sie (stilistisch) auf formal, generell, abstrakt, unanschaulich frisiert sind, folgen keineswegs mit logischer Notwendigkeit aus der Form des Sollens (aus der lässt sich überhaupt nichts ableiten), sondern sind ganz biedere materiale Pflichtgebote, willkürlich aufgestellt, von problematischem Wert, unbegründbar, Dogmen. Es ist der christliche Sittenkodex, vorgetragen im schmerzhaften Jargon der Kant-Epigonen. [3])

So ist es auch dem Rationalismus nicht gelungen, objektive Wertmassstäbe zu finden. Und a priori kann es ihm nicht gelingen; denn man kann nun einmal aus formalen Bestimmtheiten nicht zu konkreten Materien herabsteigen. Wenn Beling, in der von v. Liszt angeregten berühmten Diskussion über den Sinn der Rechtsvergleichung, sagt: „Aus der Empirie führt kein Steig hinüber in das Reich des Imperativs" [4]), so dürfen wir auch umgekehrt sagen, dass aus dem Imperativ — wenigstens dem formalen des Kantianismus — kein Steig hinüberführt in das Reich der Empirie . . .

Dieser Bankerott des Objektivismus in der Rechtsphilosophie bedeutet nun aber nicht etwa sofort einen Sieg des Subjektivismus; denn falls es objektive Kriterien der Richtigkeit oder Falschheit einer (empirischen oder hypothetischen) Norm nicht gibt, gibt es überhaupt keine Kriterien dafür; sintemalen „richtig" und „falsch" gar keinen Sinn hat, wenn es nicht objektiv-richtig und objektiv-falsch bedeutet. Subjektiv-richtig und -falsch sagt garnichts. Es ist zwar lächerlich, gegen den Subjektivismus Batterien sittlicher Entrüstung aufzufahren (wie das gewisse gelahrte Undenker so gern tun), — aber darüber muss man sich im klaren sein, dass er eine Lösung des Wertproblems nicht gibt, sondern bloss die Formel für die Erkenntnis seiner Unlösbarkeit.

Einer der kultiviertesten unter den jüngeren Rechtsphilosophen, Hermann U. Kantorowicz — einer, der mehr als die Meisten von Stammler gelernt hat und deshalb sein gefährlichster Gegner geworden ist — hat sich mit dieser Situation der rechtsphilosophischen Methodologie unzufrieden gefühlt und hat es unternommen, nach so vielen scharfsinnigen Köpfen, aufs neue den Stein der Weisen suchen zu gehn. Und in der Tat: er hat ein kurioses Stück Mineral gefunden; ob es der Stein der Weisen sei, ist freilich eine andere Frage. Er selbst jedenfalls glaubt es und nennt das Ding „Relativismus". In dem Aufsatz „Probleme der Rechtsvergleichung" [1]) schreibt er: „Weder der Ukas des herrschsüchtigen Objektivisten, der alle noch so verschiedenen Geister vor seinen Wagen spannen will, noch der Monolog des resignierten Subjektivisten, der die Früchte seiner Selbsterkenntnis schön geordnet als „Mein System" an die Oeffentlichkeit tragen zu sollen glaubt — können das letzte Wort der Wissenschaft sein. Es gibt eine goldene Mittelstrasse (Mittelstrassentheorien sind stets verdächtig! [Anmerkung des Zitators]), das Verfahren des Relativisten, ein Verfahren, gleich wichtig für die Zweifel der Exegese, wie für die Probleme der Legislative. Es besteht darin, die verschiedenen möglichen, als gleichberechtigt anzuerkennenden Standpunkte, wie sie Interesse, Charakter, Weltanschauung einzunehmen heisst, aufzusuchen und in ein System zu bringen, und nun die verschiedenen möglichen Regelungen in ihrem relativen Werte, d. h. in ihrer Tauglichkeit als Mittel zur Befriedigung der genannten verschiedenen Anschauungen aufzuweisen. Das ist eine theoretische, also echt wissenschaftliche Aufgabe — die Wahl der verschiedenen Standpunkte aber kann die Wissenschaft niemandem abnehmen." — Kantorowicz schiebt also die Wahl des „Standpunktes", eben des gesuchten obersten Sollprinzips, des Wertmassstabes, dem Privatmann zu; die Wissenschaft will er damit nicht behelligen. Hierbei übersieht er, dass der Privatmann nicht notwendigerweise stets „Interessen"-Politiker ist, dass sein „Charakter" und seine „Weltanschauung" (welch schwammiger Terminus!) ihm keineswegs immer einen bestimmten Standpunkt einzunehmen heissen, dass er vielfach bloss wissenschaftlicher Forscher, Fahnder nach Kriterien, Zweifler, „Zelot der Wahrheit" ist. Hat Kantorowicz nie etwas von Skepsis gehört? Glaubt er, dass jedermann einen Standpunkt schon hat? Ignoriert er jenes Phänomen, welches Nietzsche „das intellektuale Gewissen" nennt? — Das, was Kantorowicz da als „Standpunkte" bezeichnet — die er mit billiger Toleranz als „gleichberechtigt" „anerkennt" —, das sind doch weiter nichts als: Vorurteile. Diese duldsam zu stützen, kann nicht als Aufgabe der Rechtsphilosophie gelten. Das Problem lautet vielmehr: aus der Fülle der verschiedenen möglichen zu dem einen notwendigen Urteil zu gelangen. Wenn das nicht geht, nun gut, dann eben geht es nicht, und man soll die Courage haben, einzugestehen, dass es nicht geht. Es ist jämmerlich, um jeden Preis das „Fach" retten zu wollen. Macht die Kritik der praktischen Vernunft Fiasko, so melde man seelenvergnügt den Konkurs an (selbst auf die Gefahr hin, dass einige Dutzend Universitätsphilosophen dadurch brotlos würden), mute uns aber nicht zu, unser System nun auf dem Fundament eines beliebigen Vorurteils zu errichten, oder gar: auf den Fundamenten aller möglichen Vorurteile alle möglichen Systeme nebeneinander aufzubauen, eines immer das andere Lügen strafend. Wer uns dergleichen Spielerei als „Wissenschaft" aufschwatzen möchte, ist, im günstigsten Falle, ein Charlatan malgré lui . . .

Wenn anders „Décadence" einen Verfall der individualen Energien, ein Erlahmen der Auswirkungspotenzen, einen Schwächezustand des Willens bedeutet, so statuiert Kantorowicz mit diesem „Relativismus" ein Ethos der Décadence. Dieser Relativismus braucht zwar nicht, wie Hegler behauptet, selber eine „Ermüdungserscheinung" zu sein, aber er macht unter den um rechtsphilosophische Problematik bemühten Intellektuellen Propaganda für Müdigkeit. Zu massloser Toleranz auffordernd, lähmt er die Willenskraft. Er ist ganz gefährlich und das letzte, böseste Gift, das der Kritizismus verspritzt. Organismen, die von ihm infiziert sind, bedürfen zu ihrer Heilung anderer Gegengifte, als wie sie der treffliche Hegler [2]) verabreicht. Dieser, ein philosophisch ahnungsloser Herr in Tübingen, leistet es sich zum Beispiel, als Erkenntnisgrund der Richtigkeit eines Werturteils den consensus gentium anzuführen, beruft sich fortgesetzt mit Begeisterung auf einen Theologen Reischle und gelangt zu seiner Ansicht über den Relativismus („sozusagen eine geistige Ermüdungserscheinung") darum, weil diese Theorie auf den „unauslöschlichen Trieb" nach einem „Festen, Objektiven und Gemeingültigen" keine Rücksicht nehme. Ich wage es, Hegler, obzwar er der Komparativ von Hegel ist, zu widersprechen. Man darf, meine ich, wenn erbarmungslos-konsequentes Nachdenken zu peinlichen Ergebnissen führt, nicht nach der Polizei rufen. Es gibt keine dümmeren Einwände gegen Skeptizismen als — moralische. Wenn wirklich ein Trieb nach „Festem, Objektivem, Gemeingültigem" in uns existiert (und das glaube ich schon; ist doch der Mensch ein animal metaphysicum!), so wäre eine Theorie noch lange nicht deshalb falsch, weil sie diesen Trieb unbefriedigt lässt. Es lebt in uns auch ein Trieb nach persönlicher Unsterblichkeit (jeder hasst den Tod); ist darum eine Naturphilosophie, welche die Unsterblichkeit leugnet, falsch?

Solche Einwände können die kantorowiczianische Lehre nicht erschüttern. Der Relativismus ist überhaupt nicht „falsch"! Er kann garnicht falsch sein, denn er ist ja keineswegs die Lösung eines Problems, sondern die Flucht vor einem Problem. Er sagt ganz richtig, objektive Massstäbe gebe es nicht und subjektive seien bedeutungslos; aber er zieht daraus den Schluss, man müsse das Messen nun überhaupt unterlassen und lieber dafür — Messungen anderer sammeln. Oder genauer: Auf die Frage, mit welchem der verschiedenen möglichen Massstäbe man messen soll, gibt er die ausweichende Antwort: mit allen! — Der Relativismus ist die Flucht vor einem Problem. „Durch ihn wird", wie sein Impresario auf Seite 103, mit syntaktischer Nonchalance, sich ausdrückt, „der unlösbare Streit um letzte Werturteile ausgeschieden, um dem allein würdigen um Tatsachen und Beziehungen Platz zu machen." (Hierbei berührt es eigentümlich, wie jemand mit demselben Atemzug, mit dem er den Streit um letzte Werturteile auszuscheiden vorgibt, in einer gegen die normativ gerichteten Geister scharf polemischen Weise das Werturteil fällt, der Streit um Tatsachen und Beziehungen sei der „allein würdige"! — Das ist ein etwas zirkulöses Verfahren!)

Mit diesem gegen das Werten gerichteten Werturteil macht der Relativismus Propaganda für Müdigkeit. Man kann diese Propaganda verstehen, als Reaktion auf die Ergebnislosigkeit des jahrhundertelangen Kämpfens (in der Philosophie der Werte); aber eine Sache verstehen heisst nicht: sie billigen und sich bei ihr beruhigen.

Vervollkommnung der von Menschen für Menschen erfundenen Einrichtungen (zumal des Staates, dieser fabelhaftesten aller menschlichen Erfindungen) ist das ununterdrückbare Bedürfnis derer, die sich ihres Sonderwertes als Persönlichkeiten, als lediglich von den ewigen Naturgesetzen abhängiger Vernunftwesen, durchaus bewusst sind und die es ablehnen müssen, sich als blosse Objekte der Ordnungen, als stumm-resignierende Opfer des einmal Vorhandenen, zu betrachten. Dieses praktische Bedürfnis selbstbewusster Menschen ist mindestens ebenso stark wie das theoretische nach dem „Festen, Objektiven, Gemeingültigen", und es hat vor diesem den Vorzug, das leichter erfüllbare zu sein . . . Wer vermag einzusehen, weshalb man, weil nun einmal jedes inhaltliche Sollen unbegründbar ist, auf das Proklamieren von Sollsätzen verzichten müsse? Die apriori notwendige Dogmatizität jeder Norm des Verhaltens, also ein seltsamer Irrationalismus, sozusagen ein Strukturfehler unseres Verstandes, soll uns hindern, das zu tun, wozu es uns alle treibt? Wir müssen kritisieren, verbessern, normieren: so will es unser Wille; und wenn es dem Intellekt nicht gelingt, den Willen zu beherrschen, so ist es eigentlich eine ganz lächerliche Anmassung dieses unzulänglichen Intellektes, dem Willen das Dasein zu verbieten. Es ist der Despotismus eines Schwachen, die Asketenmoral eines Impotenten, der Schöpfungstadel eines, der selber nichts schaffen kann. Hat eine Normation nur dann wissenschaftliche Bedeutung, wenn sie nachweisbar allgemeingültig ist, und entdeckt man durch kritizistische Methoden, dass eine nachweisbar allgemeingültige Normation ein Ding der Unmöglichkeit sei, so möge man daraus, bitte, nicht die Forderung ableiten, dass nun nicht mehr normiert werde, sondern eher die Forderung: auf „wissenschaftliche Bedeutung" zu pfeifen. Erkennen, dass es normative Wissenschaft nicht geben kann, verlangt keineswegs, wie der spiel-

[1]) „Neue oder anthropologische Kritik der Vernunft", 1831, III, Seite 151

[2]) „Die Grundlage der Moral", Reclam, Seite 547

[3]) Aehnliche Auffassung Stammler's — bei gleich starker Verehrung — neuerdings: Felix Somló, „Massstäbe zur Bewertung des Rechts", Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie III, Seite 514; ferner Kurt Peschke, an der erwähnten Stelle

[4]) Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft, XXVI, Seite 694 (innerhalb eines vorzüglichen Aufsatzes „Strafrechtsreform und richtiges Recht")

[1]) Aschaffenburgs Monatsschrift für Kriminal-Psychologie und Strafrechtsreform IV, Seite 65 ff., insbesondere Seite 102. — Vergleichen Sie auch desselben Autors Stammler-Widerlegung („Zur Lehre vom Richtigen Recht"), Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, II, Seite 42 ff., besonders Seite 73

[2]) Aschaffenburgs Monatsschrift IV, Seite 337 ff

e Relativist meint, nun eine (müssige) „Wissen-ft vom Normativen" zu etablieren, sondern viel-: mit Pauken und Posaunen ins Lager der u n - s e n s c h a f t l i c h e n N o r m a t i o n einzu-en. Was ist denn das für ein Wortaberglaube, da gebietet, alles, was der Mensch vermöge er Vernunft tut, müsse „wissenschaftlichen" Cha-ers sein!

Die Unbegründbarkeit der Normen braucht ebenso-g zum Verzicht aufs Normieren zu führen, wie die uffindbarkeit einer Endursache zum Verzicht auf Erklärung der Naturerscheinungen führt. Nun sagt ch Stammler [1]): zwischen der causalen und der logischen Betrachtung bestehe der Unterschied, dass Causalitätsgesetz — in seiner „allein berechtigten" (!) ktion, wissenschaftliche Erfahrung möglich zu hen — die Idee einer unbedingten Ursache an für sich nicht braucht, während bei dem Verhält-e von Mittel und Zweck der (in der Naturerkenntunbefugten) Frage nach einem letzten D a r u m icht ausgewichen werden kann. Hier scheint mir nmler doch eine Kleinigkeit übersehen zu haben. für die P r a x i s nämlich ist in der Causalbehtung die Kenntnis einer Endursache überflüssig Ermöglichung wissenschaftlicher Erfahrung überpt); für die T h e o r i e indessen, das heisst zur losen E r k l ä r u n g der Erscheinungswelt, bedarf solcher Kenntnis durchaus; und eben der Mangel er Kenntnis hat ja den tragischen Zustand zur ge, dass der Mensch nichts in der Welt sich „er-en" kann, sondern immerdar nur darauf angesen ist, ein Rätsel durch ein anderes Rätsel zu er-en, und dass die Naturwissenschaft nicht mehr ten kann als: die A n z a h l dieser Rätsel auf ein imum zu reduzieren, durch Zurückführung vieler zieller Tatbestände auf wenige generelle; glücklichfalls auf einen einzigen; der dann aber — wie noza's „Substanz", Schopenhauer's „Wille", Ostd's „Energie" — als Universalrätsel und Kardinalrklärlichkeit eben übrig bleibt . . . T h e o r e - ch nun freilich kann auch in der Teleologie der ge nach einem letzten „D a r u m" nicht ausgehen werden, p r a k t i s c h a b e r s e h r w o h l, ade wie in der Causalbetrachtung. Denn, wie mmler selber hervorhebt (Seite 353), handelt es n, im Gegensatz zum causalen Denken, beim teleogischen nicht darum, dass „Gegenstände w i s s e n - h a f t l i c h e r k a n n t, sondern dass sie b e - r k t werden sollen". Bewirkt werden aber kann etwas chaus, ohne dass es wissenschaftlich begründet, ne dass es kritizistisch legitimiert ist als Mittel zu einem objektiven, einem notwendigen und allgeingültigen Zweck.

Der unglückselige Methoden-Monismus, der die genstände der praktischen Vernunft nach demselben nema behandelt wissen will wie die der theoretischen; dort, wo es sich ums B e w i r k e n handelt, ste es was es wolle, e r k e n n e n möchte; der die e der „Gesetzmässigkeit" von der causalen auf teleologische Spekulation überträgt (Kant tut das plicite, Stammler tut es ausdrücklich) —: dieser unckselige Monismus dürfte sich vielleicht endlich als s D o g m a der „kritischen" Philosophie und als w e l t h i s t o r i s c h e s V o r u r t e i l entpuppen; Paradigma für die Regel, dass, noch in den vorhtigsten Denksystemen, gerade das als selbstverndlich vorausgesetzt wird, was imgrunde das Allerblematischste ist.

Nichts ist, just unter dem Gesichtspunkt kannischer Strenge, weniger begründet als das Verfahren, enso wie das Erkennen a u c h d a s W o l l e n auf die lterbank der Kategorie „Richtig-Falsch" zu spannen. ist eines der grandiosesten Vorurteile in der Gehichte des menschlichen Denkens. Die ganze Qual d Unerquicklichkeit des Oeuvre Rudolf Stammler's et sich ab aus diesem Vorurteil. Ich wage es aussprechen: dass die Philosophie des Rechts (Heil er neuen Geburt!), jung wie sie ist wieder wird rben müssen, wenn sie nicht schleunigst und mit n sich von diesem Vorurteil loslöst. Genau so, wie theoretischen Denken die E r k e n n t n i s nicht r A u f g a b e, sondern auch G r u n d l a g e ist, bildet im aktischen Denken der W i l l e nicht nur den G e - n s t a n d, sondern auch die W u r z e l. Zu Ernnendes muss erkannt, zu Bewirkendes gewollt werden. s ist eigentlich selbstverständlich; noch nie hat jeand gefordert, dass zu Erkennendes bewirkt werden müsse; — aber die Kantiker verlangen immerwährend, man solle zu B e w i r k e n d e s e r k e n n e n! Vielleicht ist die Zeit reif, den Irrtum endlich einzusehen und in der Philosophie der Werte den V o l u n t a r i s m u s zu statuieren.

Schon Schopenhauer vergleicht (im § 6 seiner „Grundlage der Moral") Kanten mit einem Arzt, der ein Mittel mit glänzendem Erfolge angewandt hat und es fortan in fast allen Krankheiten gibt. So habe er „die Methode, welche er mit so vielem Glück in der theoretischen Philosophie angewandt hatte, auf die praktische übertragen". „Aber", fährt Schopenhauer fort, „wie himmelweit ist der U n t e r s c h i e d zwischen jenen theoretischen Erkenntnissen a priori, welche darauf beruhen, dass sie die blossen Formen, d. h. Funktionen, unseres Intellekts ausdrücken, mittelst deren allein wir eine objektive Welt aufzufassen fähig sind, in denen diese sich also darstellen m u s s, daher eben für dieselbe jene Formen absolut gesetzgebend sind, so dass alle Erfahrung jedesmal ihnen genau entsprechen m u s s, wie Alles, was ich durch ein blaues Glas sehe, sich blau darstellen m u s s, — und jenem angeblichen Moralgesetz a priori, dem die Erfahrung bei jedem Schritte Hohn spricht, ja, nach Kanten selbst, es zweifelhaft lässt, ob sie sich auch nur ein einziges Mal wirklich nach demselben gerichtet habe." Dieser Hinweis auf die Unabhängigkeit des Seinsollenden von der Empirie bedeutet zwar nicht — wie blinde Neukantianer dem gewaltigen Arthur so gern imputieren — einen Einwand gegen das D a s e i n von Moralgesetzen; denn es ist nun einmal das Wesen der Moral, Gesetze aufzustellen „von dem was geschehen soll, ob es gleich niemals geschieht" (Kant) . . . wohl aber einen Einwand gegen die Art der A b l e i t u n g von Moralgesetzen. Schopenhauer, hier wie überall vom Wundt-Lipps'schen Empirismus meilenweit entfernt (Tränen würde der Frankfurter gelacht haben über den Satz Wundt's etwa [„Ethik", Seite 16]: „Der nächste Weg zur Auffindung der ethischen Prinzipien ist derjenige der anthropologischen Untersuchung"!) . . Schopenhauer legt hier dar, dass nicht der mindeste Grund besteht, praktisch nach derselben Methode zu philosophieren wie theoretisch.

Es ist schwer, in diesen Dingen radikal umzulernen. Aber es ist vonnöten. Es ist dann vonnöten, wenn man auf Beurteilung und Verbesserung der irdischen Einrichtungen nicht zu verzichten gewillt ist, aber sich klargemacht hat, dass den Postulaten der Erkenntniskritik mit solcher Beurteilung oder Verbesserung (a priori) nie genügt werden kann.

Schluss folgt

[1]) „Wirtschaft und Recht", 2. Auflage, Seite 355

Adonia

Von Per Hallström

Und Adonia vernahm seine Stimme.

Sie klang stark und furchtbar, sie kam aus keinen Lippen, aus keiner Brust, sie war da, war über allem, sie klang hart und hohnvoll, zürnend. Adonia war wie eine Saite, die vor Klang zu springen droht.

„Wer bist du, dass du König sein willst, wer bist du, dass du meine Verheissung zu tragen glaubst? Dein Sinn ist weich, deine Hände tasten, in törichter Lust zu brennen, zu schmachten und zu weinen, und vom Griff der Leidenschaft um deine Brust geschüttelt zu werden, dazu bist du geschaffen. Im Winde zu leuchten und zu flattern, wie ein Purpurgewand, dazu bist du geschaffen — brauche ich Purpurgewänder? — Zerrissen und zerstampft zu werden wie ein Purpurgewand, dazu bist du geschaffen!"

Die Stimme verstummte in Verachtung, und Adonia wollte sein Haupt senken vor Jehovahs Antlitz, aber sein Nacken blieb steif, seine Augenlieder gehorchten nicht, gefesselt stand er, brennend öffneten sich seine Augen vor Entsetzen, er wusste, dass Gott sein Feind war, und dass er vernichtet werden würde.

Es kam ein Bote von Salomo und rief vor dem Zelt und verkündigte des Königs Gnade und sein Misstrauen. Barmherzigkeit brachte er Adonia für das, was er gegen Salomo verbrochen hatte. Drohung für jegliche Gebärde, die feindlich gegen den König Salomo gedeutet werden könnte.

Aber Adonia fürchtete sich nicht. Wenn er nur der schreckensvollen Nähe des Gottes entfliehen konnte. Er schlich sich rücklings hinaus, die Hände starr, die Gedanken starr. Als er herauskam, floh er die Sonne und verschloss sich in die dunkelste Kammer, um Schmach und Schmerz zu verbergen.

Bald erlosch David. Aber Adonia wusste es kaum und verbrachte Tage und Nächte in Betäubung und Gram.

Und Abisag von Sunem war frei von ihrer Dienstespflicht und verschwand im Haufen der Jungfrauen. Und fühlte den Tag schwerer und die Berge ferner und betrauerte die Bürde, die sie verloren hatte.

Da blitzte es jäh in Adonia auf, dass Abisag nun sein werden könnte. Er hatte auch sie schon unter denn Trümmern seines eingestürzten Glückes begraben. In seiner Erinnerung schwebte dumpf ihr Name. Nun glänzte sie wieder vor ihm in all ihrer Schöne und ihrem aufreizendem Jubel, sie zog in mit sich in die Sonne, sie wob wieder Goldglanz um ihn. Das Begehren versengte seine Seele.

Er sprang gelenkig vom Bett auf und atmete wieder mit den kurzen Zügen der Leidenschaft die Luft; sie war abendkühl und trug schweren, süssen Duft von weissen Blumen. Er hatte sich wie ein Bräutigam kleiden wollen, in helle, goldgestickte Gewänder, dann besann er sich, dass es zuerst galt, in Demut des Königs Gabe zu gewinnen. Sein Antlitz nahm geschmeidig die Miene an, die es tragen musste, seine Gedanken suchten bittende und huldigende Worte, es war ihm eine Wollust, im Staub zu kriechen und sich Abisag zu erbetteln.

Er legte einen abgetragendsten Kittel von schwarzrotem Zeug an, aber unter der Armut leuchtete seine Freude und Hoffnung, und seine Füsse tanzten über den Boden.

Es suchte Bad Seba auf, ihre Fürbitte zu erreichen, und er ging der gehassten Feindin mit lächelnder Würde entgegen und mit schmeichelnden, gleissenden Blicken.

Sie betrachtete ihn misstrauisch: „Kommst du mit Frieden?"

Adonia neigte sich vor der Verabscheuten: „In Frieden komme ich. Mit einer Bitte."

Und über ihn brach all sein Schmerz herein, alles was er verloren hatte, seine Kränkung und Machtlosigkeit und seine Sehnsucht nach Abisag; seine Hände erhoben sich, um Mantel und Haar zu zerreissen, sein Antlitz schwamm in Tränen, seine Stimme schrie und winselte. Er sank herab zu ihren Knieen und tastete nach Stütze.

„Sieh," klagte er, „das Reich war mein, ich war der Aeltere, und ich hielt es in meiner Hand, aller Herzen schlugen mir entgegen. Ich wäre ein grosser König geworden: Ich opferte am Steine Soheleth, und Jehovah nahm mein Opfer an, und die Sonne stand stille über den Rauch. Dein Sohn wurde König, und alles sein, Jehovah wollte es." Mein Blut wurde Schmerz und Entbehrung, und die Luft bitter, meine Brust brannte, und nachts löste sich mein Leben auf. Alles habt ihr mir genommen, mein Gedanke fand keine Ruhe. Gebet mir Abisag von Sunem zum Weibe, und ich werde alles vergessen. Schüttle nicht das Haupt, sage nichts, höre mich! Abisag ist Vergessenheit für alles. Das Glück und das Lachen ist sie, sie hat des abends Glanz über ihrer Haut, sie hat den Wind unter ihren Füssen, sie spielt, wie ein Reh. Du hast sie nie gesehen. Sie neigt ihren Hals, und der Schatten glimmt wie Gold, ihre Augen sind Träume. Gebt mir Abisag, und ich werde vergessen, dass das Reich mein war, und ich werde euch beide segnen, Wenn ich König geworden wäre, wie hätte ich da stets bei Abisag bleiben können. Sie ist goldbraun, und ihre Augen leuchten im Dunkel

„O, Bath Seba, du hast sie gesehen, und du weist, dass ich nicht ohne sie leben kann!"

Er sah auf und fand in Bath Sebas Blick Verwunderung und Verachtung und zögernde Unschlüssigkeit. Er küsste ihre Füsse und netzte sie mit Tränen und flehte:

„Du, du hast geliebt!"

Er konnte nicht mehr sagen, nicht an ihren blutigen Ruf rühren, den er so oft gehöhnet und verflucht hatte. Nun dünkte es ihm, als hätte sie nur gehandelt, wie man handeln musste, denn sie hatte geliebt, und war es nicht ihre Hand, die Abisag geben sollte?

„Ich wünsche nichts als Abisag. Was ist das andere für mich? Alles macht mich müde, und meine

Sehnsucht macht mich müde; ich löse mich in Tränen auf. Aber ein Wort von dir belebt mich wieder, ein Wort von dir, und alles wird Tanz und Spiel und Jubel."

Bath Seba betrachtete ihn und blickte in ihr Inneres, und ihre Verachtung wurde zu Neid. Sie erwog und versprach sie: „Ich will den König bitten."

Und sie ging

Adonia sprang auf. Die Gewissheit der Freude über sich. Er konnte nicht stehen bleiben, er ging auf und nieder, bereit wie ein gefangener Vogel gegen die Mauern zu stossen in erwartungsvollem Jubel.

Und Bath Seba kam zu Salomos Thron.

„Ich bringe eine kleine Bitte, du wollest mein Angesicht nicht beschämen!" Und Salomo empfing sie ehrfurchtsvoll und versprach es ihr.

Sie brachte Adonias Botschaft vor: „Gib ihm Abisag," schloss sie.

Schon bei Adonias Namen flammte der König in Erregung auf, denn er fürchtete seinen Nebenbuhler noch und hasste ihn Bei der Nennung Abisags blitzten seine schmalen Augen vor Freude, seine Gedanken suchten rasch, während die Züge seines Antlitzes die Erstarrung des Zornes annahmen. Als er seinen Arm mit den schweren langen Falten des Gewandes erhob und sprach, war in seiner Stimme nur Entsetzen über die Sünde und des Herrschers strafende Strenge.

„Abisag von Sunem," rief er. „Abisag begehrt Adonia! So möge Gott den verderben, der seines Vaters Scham kränken will. Dies hat Adonia zu seinem eignen Urteil gesprochen, gegen das Gesetz des Herrn hat er gesündigt."

Seine schmalen Augen standen gerade nach vornwärts gerichtet und senkten sich in geheucheltem Kummer, denn er wollte niemandes Blick begegnen. Er wusste, dass es Lüge war, was er gesagt hatte, und dass Abisag nur Davids Dienerin gewesen war. Er schloss in einem Tone, in dem die kalte besiegelte Gewissheit lag: „Möge der Herr mich vernichten, wenn er dieses nicht gegen sein Leben gesprochen hat. So gewiss der Herr lebt, am heutigen Tage soll Adonia sterben."

Indes ging Benaja der Kriegsoberste hin, er zog das Schwert, noch bevor er Adonia erreichte, und die Finger tasteten um den Knauf nach einem festen Griff: „Du sollst sterben."

Adonia fuhr aus seiner Erwartung auf, ging ihm entgegen, das Lächeln seliger Erwartung noch um die Lippen, und ohne Benajas Worte zu verstehen. Da erstarrte sein Antlitz in Entsetzen und undeutlich stammelte er eine Frage. Es kam keine Antwort. Benaja stiess ihm das Schwert tief in den Hals, dass er im Falle mitgerissen wurde.

So starb Adonia, der sich nahe dem Königtum gewähnt hatte, und nahe Abisag und nahe dem Glück.

Abisag von Sunem erfuhr nie, dass sie geliebt worden war, und sie hörte nichts von Adonias Tod. Sie trauerte, doch nicht um den, der um ihretwillen gestorben war. Sie wusste, dass sie nie ihre Berge wiedersehen würde, und sie träumte immer matter, immer seltener von ihnen und von Zuar. Es kam wie ein Nebel über alles, was sie fühlte und sah. Und sie begriff, dass sie verurteilt war, zu altern und zu erkalten, ein Stein zu werden vor der Gruft des königlichen Greises.

Schluss

Der Kaiser von Utopia

Ein Volksroman

Von Paul Scheerbart

XCIII

Der Herr Citronenthal

Der Kaiser Philander war in Utopia wohl der einzige Mensch, der ganz ruhig blieb, doch diese Ruhe führte man allgemein auf die überstandene Krankheit zurück.

Philander pflegte jetzt häufiger mit seiner Frau zusammen zu sein und sprach viel zu ihr über seine Ruhe; er sagte, dass er so fest von einem grossartigen Geisterleben, das hinter allen irdischen Erscheinungen tätig ist, überzeugt sei — dass ihm die Bestätigung seines Glaubens eben nur eine Befriedigung und nicht eine Aufregung verursache.

Und als nun die Zeiten etwas ruhiger wurden, da liess sich eines Tages der Herr Citronenthal melden mit der Behauptung, dass er Wichtiges vom Herrn Bartmann zu melden habe.

Nun — der Kaiser sah seine Gemahlin bedeutungsvoll an und bat sie, im Nebenzimmer zu horchen.

Da kam der Herr Citronenthal und erzählte alles das, was er mit dem Herrn Bartmann erlebt hatte — von dem Abendbrot in der Familie des Altertumsverehrers, von dessen Schnupftabaksdose und von der Rede im Bierpalast.

Der Kaiser hörte das alles und bat den Herrn besonders, die Schnupftabaksdose zu schildern.

Und das tat dann der Herr Citronenthal so umständlich, dass man die Dose hätte danach herstellen können; der Kaiser sprach dabei mit seinem Stimmverstärker und bat seinen Gast, recht laut zu sprechen, da er etwas schwerhörig sei, sodass die Frau Caecilie im Nebenzimmer Alles deutlich hören konnte.

Und dann entliess der Kaiser den Herrn Citronenthal mit grossem Danke und verehrte ihm noch zum Andenken eine sehr alte silberne Kette mit Emailmalerei.

Das Geschenk machte den Herrn Citronenthal aber so gesprächig, dass er noch was sagen wollte.

Und er sagte es:

„Der Herr Bartmannn", flüsterte er —

„Sprechen Sie laut!" rief der Kaiser.

„Der Herr Bartmann", also sprach nun laut der Herr Citonenthal, hat damals im Hause meines alten Freundes dessen älteste Tochter so lange und so innig angesehen, dass ich fest davon überzeugt bin, der Herr Bartmann verliebte sich damals in die älteste Tochter meines alten Freundes. Und diese Dame ist auch verschwunden. Und somit nehme ich an, dass diese Beiden zusammen ins Ausland gegangen sind.

„Ach!" rief der Kaiser, „das ist interessant! Nehmen Sie diesen Ring zum Angedenken."

Und er gab dem Herrn Citronenthal noch einen alten silbernen Ring mit aufgelegter Goldplastik.

Der Herr Citronenthal konnte sich vor Freude kaum fassen, und der Kaiser versprach, im Auslande weiter nach dem Herrn Bartmann suchen zu lassen.

Kaum war der Herr Citronenthal fort, so kam die Frau Caecilie wieder zum Vorschein — mit ganz rotem Kopf.

Der Kaiser sah sie an — und musste plötzlich furchtbar lachen und rief:

„Ich glaube du bist eifersüchtig!"

Da musste die Kaiserin ebenfalls lachen und fiel ihrem Gemahl ganz stürmisch um den Hals und küsste ihn.

Philander hob den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe und sprach ernst:

„Wie kann eine Kaiserin einen falschen Bart küssen? Ist das nicht eine Geschmacklosigkeit?"

Da lachte das kaiserliche Ehepaar so übermütig, wie es schon lange nicht gelacht hatte.

Und der Kaiser zeigte die bewusste Schnupftabaksdose, und die Kaiserin sagte:

„Nun hab ich den Beweis."

Dann aber legte der Kaiser seinen Stimmverstärker fort und sprach leise:

„Du, Caecilie, solchen Witz reiss ich aber nicht noch einmal. Mir ist bei all diesem Bartmannsspass schon mehr als einmal recht plümerant geworden. Bedenke bloss, wenn man davon was erfährt! Dann würde man mir plötzlich alle ernsthaften Absichten, die ich doch sonst habe, garnicht mehr glauben. Und meine ernsten Geschichten sind mir doch wahrhaftig so wertvoll, dass ich beinahe aus der Fassung komme, wenn ich denke, dass man schliesslich auch hinter meinen ernsten Geschichten blos lustige Spässe wittern könnte".

„Ach Philander", flüsterte da die Caecilie, „ich schweige ja, und der Sebastian und der Haberland — die schweigen doch auch".

„Nun wollen wir wieder", sagte leise der Philander, „ganz ernst sein."

Da lachte die Kaiserin ihren Kaiser aus — und sagte — immerzu lachend:

„Du Philander, jetzt musst Du immer tun, was ich will — sonst erzähle ich die Bartmannsgeschichte aller Welt."

„Aber Caecilie!" rief der Kaiser entsetzt.

Da sah die Caecilie ihren Philander lange an und sprach traurig:

„Du traust mir so was zu?"

Da bat der Kaiser sehr demütig um Entschuldigung.

Aber dann musste die Caecilie abermals lachen — und der Philander ebenfalls.

Und er flüsterte dann:

„Wie ist es blos möglich, dass ich so furchtbar ernst sein kann, während ich ein solches Vergnügen am Spasse finde! Kannst Du das begreifen?".

Die Kaiserin schüttelte den Kopf und dann ging sie mit ihrem Gatten auf den nächsten Balkon, allwo sie zusammen eine Flasche Wein tranken und Zigaretten dazu rauchten

Der schwarze See lag in der Tiefe — ganz still.

XCIV

Der Lebenstempel

Und eines Abends sass der Kaiser Philander in seinem Perlmutterzimmer am Fenster und blickte hinauf zu den goldenen Rändern der roten Berggipfel und seufzte

Vor dem Kaiser auf dem Tisch mit der Platte aus Lapis lazuli lagen Berichte der Priesterschaft, die sämtlich nur Erfreuliches enthielten und immer wieder betonten, dass die Utopianer nach der Schreckenszeit vollkommen umgewandelt seien. — Ueberall lebte ein straffer und innerlicher Zug, und von Schlaffheit bemerkte man nichts mehr.

„Wie wenig," flüsterte der Kaiser wehmütig, „habe ich dazu beigetragen! Wären die allgewaltigen Naturereignisse nicht vorgekommen, so wäre in Utopia Alles im alten Schlendrian weitergegangen. Wie wenig kann der einzelne Mensch hervorbringen! Wir müssen mehr Intensität in uns erzeugen. Im Meeressumpf stak Intensität — in den explodierenden Leichen lebte auch eine störrische Kraft. Jetzt solls aber festgehalten werden Und darum will ich einen Lebenstempel erbauen — der auch für die Folgezeit mächtige prickelnde Lebenskraft ausströmen soll"

Und als des Kaisers Onkel, der Oberpriester Schamawi sich anmelden liess, da setzte ihm der Philander in raschen Worten auseinander, wie er sich den Lebenstempel dachte.

„Sieh mal, lieber Oheim," sagte er hastig, „der Tempel müsste schon so gross wie ein paar kräftige Städte sein — und sämtliche Photographieen vom Meeressumpf, von den Irrlichtern, von den neuen Kometen, von den Leichen und von den Geisterflammen, — das Alles müsste in imposanten Hallen zur Aufstellung gelangen.

Und dann müssten die sogenannten Bartmannbücher uns Alles was dazu gehört besonders auch die wissenschaftlichen Erörterungen vom Denken mit Nase, Zunge und Gefühl — ebenfalls in dem Tempel untergebracht werden. Und für Erweiterung der Studien nach dieser Richtung hin müsste auch gesorgt werden. Eine ganze Galerie neuer Lehrinstitute müsste in dem Lebenstempel entstehen Alles, was das ungeheuerliche Leben der Natur lebhaft zur Anschauung bringt, müsste künstlerisch dargestellt werden. Und schliesslich — nicht zu vergessen! — das, was über unsere materielle Sphäre hinausgeht — von dem wir schon so viel in den neuen Kometen und Geisterflammen zu schmecken bekamen, — das müsste auch da eine Stelle finden, Na, lieber Oheim, ich glaube, wir verstehen uns."

„Vollkommen!" versetzte der Oberpriester, und er ging mit einer Leidenschaft auf den Plan des Kaisers ein, dass dieser schliesslich sagte:

„Wenn ich empfinde, wie Ihr alle das tut, was ich möchte, so kommt es mir oft so vor, als hätte ich Euch garnicht meine Ideen — sondern Eure Ideen zur Ausführung empfohlen."

„Vergiss", erwiderte lächelnd der Oheim, „den verschwundenen Bartmann nicht! Andrerseits ist Deine Empfindung ganz echt; ich habe auch immer das Gefühl, dass ich als Bevollmächtigter unsres erhabenen Volksgeistes tätig bin — und Du musst mir schon verzeihen, wenn ich manchmal nicht so lebhaft mehr unterscheide zwischen dem Geiste der uns Alle führt und nicht materiell für uns bemerkbar ist, und dem Geiste, der in allen Utopianern materiell bemerkbar ist. — Der gewöhnliche Volksgeist und der erhabene

eist unseres Volkes, der hinter unserer Erscheinungs-
lt lebt – diese Beiden scheinen mir zusammenzu-
hen — und wir Alle scheinen in ihm unterzugehen.
as Letztere wolltest Du im letzten Frühling nicht."

„Heute," sagte der Kaiser, „will ichs schon, da
s Volk ein Andres geworden ist."

Es wurde ganz dunkel im Perlmutterzimmer, aber
e Beiden sprachen immer weiter, ohne die Dunkel-
it zu bemerken.

Schluss folgt

Vom Gedichtelesen

on Friedrich Kurt Benndorf

Mag uns ein Gedicht beim ersten Lesen nicht
ereit finden, seinen seelischen Blitzschlag zu empfangen
die Erfahrung flüstert uns zu: trage das Buch,
orin es steht, mit dir herum, lies immer wieder darin,
kommt Verstehen über Verstehen, wie bei einer
andschaft oder einer Stadt, in die du dich einlebst.
ieviel Poesie würden wir heute als unverlierbaren
hatz besitzen, wenn wir vor Jahren ihr schon ent-
egengekommen wären, mit Geduld gegen Fremdartiges
nd in Gewärtigung künftigen Lohns! Auf einmal er-
heint die Stunde, wo wir gerade auf dieses Gleich-
s, diesen Stimmungsgehalt vorbereitet sind, — wo
e Tür in unserm Innern aufspringt, durch welche die
unstgestalt in ihrer vollen Schönheit eingehn kann!
uf einmal sind wir befähigt, uns bei der Perzeption
nes Gedichtes so synthetisch zu verhalten wie der
ichter bei der Konzeption. Auf einmal überlaufen uns
chauer, wenn „der Glühende" singt:

Wer hat uns tief gemacht!
Wir sind zu tief für uns!
Uns graut vor uns!
Die Krankheit kommt, es kommt das Alter.
Herb mein Antlitz, das Auge wälzt willekrank
in schwarzen Gedankenkissen.

Doch fühl ich jetzt: Das ist nur Ueberflor.
Selig, selig, du mein urtiefes Herz!

Am Heimatstrom des Lebens in seliger Ruh,
blutend rauschest du Grundmelodien empor —

Selig, selig in deiner Tiefe du!

Alfred Mombert

Die Wahrheit

Ein logische Deduktion

Von John Wolfs

Ich setze das Ethos: Wir sollen Wissenschaft treiben
m der Lust willen, die sie uns gewährt.

Das Befriedigen des Erkenntnistriebs löst, wie das
Befriedigen jedes Triebs ein Lustgefühl aus. (Das ist
llgemein bekannt)

Ergo:

Die Skeptizität des Seienden ist die Voraussetzung
ür die Erforschung des Seienden.

Das Wissen der absoluten Wahrheit würde die
Wissenschaft vernichten. Es gäbe kein Objekt der
Forschung mehr.

Wissenschaft ist also nicht, wie man gemeiniglich
laubt, Erforschung der Wahrheit, — — — sondern
Erforschung der Wahrheit.

Die Wahrheit ist in Wahrheit der Todfeind der
Wissenschaft.

Je mehr Lebenskraft, desto weniger Wahrheit hat
ie Wissenschaft.

Voraussetzung wissenschaftlichen Strebens, des
Strebens zur Wahrheit zu kommen, ist die Unmöglich-
keit zur Wahrheit zu kommen.

Diejenige Denkmethode, die den grössten Grad von Wahrheit erreicht, ist die unwissenschaftlichste aller Denkmethoden

* * *

Dass alle diese Ergebnisse paradox sind, spricht nicht gegen ihre Richtigkeit. Sie zeigen lediglich die Paradoxität wissenschaftlicher Forschung überhaupt.

An die Herren Vorsitzenden der Deutschen Heimatspiele

Hochwohlgeboren

in

Potsdam, Rathaus.

Euer Hochwohlgeboren Aufforderung, durch rege Anteilnahme die Deutschen Heimatspiele zu unterstützen, habe ich zur Kenntnis genommen und beehre ich mich, auf dieselbe Folgendes zu erwidern:

Ich begrüsse mit Freuden die Bestrebung, dem Patriotismus, der unter der derzeitigen Entartung der Kunst, vornehmlich des Theaters, so schwer gelitten hat, wieder auf die Beine zu helfen, auch mir will scheinen, dass derselbe, insbesondere die Liebe zu Gottes freiem Herrscherhause und der angestammten Natur nicht besser gefördert werden könne als durch einen Besuch der Stadt Potsdam mit ihren herrlichen Schlössern und Parks, mit ihren reichen historischen Erinnerungen an Friedrich den Grossen und durch einen Nachmittag im Walde und bei den Deutschen Heimatspielen. Eine Aufführung von Axel Delmars Heimatspiel auf den Tag von Kunersdorf, die ff. Getränke und div. Speisen der bestrenommierten Brauerei von Adelung und Hoffmann sowie des Restaurants Wackermanns Höhe werden nicht verfehlen, die deutsche Jugend die Zeit der Not der Mark Brandenburg und den „alten Fritz" lieben zu lehren. Was wäre geeigneter, die Hurrah-Fähigkeit der preussischen Lunge zu gedeihlicher Entwicklung zu bringen, als ein Preussen-Drama aus der bewährten Feder des Herrn Axel Delmar? Wie gut tut derselbe, dasselbe im Freien, („unter Gottes freiem Himmel" wie sie mit Recht sagen) aufsuchen zu lassen und werde ich nicht verfehlen, bis zur Aufführung inbrünstig zu beten, dass dieselbe nicht verregnet werden möge. Denn Gottes freier Himmel kann in Preussen recht eklig sein.

Immer und immer wieder muss der deutschen Jugend die Liebe zu den angestammten Kiefern und Restaurants eingepflanzt werden, damit dieselbe nicht entarte. Wie gelangen wir wieder zu einer gesunden Kunst? Wenn Volk und Künstler erkennen, dass nur die Kunst wahr, gut, schön und preiswert ist, die patriotische Stoffe behandelt und spreche ich Ihnen zu Ihrem guten Griff meinen Glückwunsch aus.

Die grosse Zahl namhafter Ehrenbeiräte bürgt dafür, dass nur ff. Patriotismus verabreicht wird. Lauter Männer zudem, die durch ihre intimen Beziehungen zur Deutschen Kunst Herrn Axel Delmar und dem Potsdamer Fremdenverkehr gute Dienste leisten werden. Kann die deutsche Dichtung besser vertreten werden als durch die Herren Max Dreyer und Rudolf Herzog? Und wenn auch Herr Ferdinand Gregori mitmacht, habe ich die sichere Gewähr, dass es eine erstrebenswerte Sache ist. Ganz abgesehen davon, dass die Beteiligung vom Präsidium und Central-Ausschuss der Deutschen Bühnengenossenschaft dafür bürgen, dass an die Auffassungsfähigkeiten der Zuhörer keine modern überspannten Anforderungen gestellt werden sowie dass bei der Gelegenheit auch für die Hebung des Standesbewusstseins unter den deutschen Schauspielern etwas abfällt.

Wie sagen Sie doch in Ihrem Prospekt:

„Lassen Sie unter Gottes freiem Himmel Heimatkunst auf sich wirken!"

Wenn alle Deutschen Heimatkünstler von Frenssen bis Rosegger, von der Etsch bis an den Belt, von Axel Delmar bis Schönherr, von Curt Zahn bis zur Clara Viebig und zum Kunstwart zu diesem Satze gefeilt hätten, eine prägnantere Fassung hätte er nicht finden können.

Wenn Wildenbruch das noch hätte erleben dürfen!

Indem ich Sie bitte für unsere Mitarbeiter und Abonnenten eine Sondervorstellung zu reservieren bin ich Ihr

ergebener

Trust

PS. Warum haben Sie sich unter den Ehrenbeiräten Henry Thode entgehen lassen?

Lokale Begebenheiten

Heineverehrung

Eine Berliner Tageszeitung schreibt:

„Ob es wahrscheinlich ist, dass Heine, wenn er heute lebte, sein berühmtes Frühlingslied also umgedichtet hätte:

Kling' hinaus bis an das Haus,
Wo die Veilchen spriessen. —
Wenn Du eine Hose schaust,
Sag, ich lass sie grüssen!?

Die Konferenciere des gestrigen grossen Moden-Meetings im Warenhaus Tietz beschloss ihren Vortrag über die Mode im allgemeinen und den Hosenrock im besonderen mit dieser ein wenig kühnen Vermutung."

Ein Durchschnittsgehirn kann so bescheiden sein, dem berühmten Lyriker ein witz- und geschmackloses Analogen, das es selbst produziert hat, zuzumuten. Die Heinesche Lyrik ist streckenweise so glatt, dass sich eine Zeitgenossin beherzt auf sie herablassen kann, sie wird sich an ihr kein Loch der besseren Erkenntnis in den eigenen Geistesstoff reissen.

Es kann in dem berühmten Frühlingsliede eine Rose geknickt und an ihre Stelle eine Hose gehängt werden: das Lied verliert nicht dadurch, lebt es doch nur von Worten, die eine sangbare Weise locker zusammenhält. Aber der „unentwegte" Klassikerverehrer leidet unter einer Umdichtung, wo nur gegenwärtige Sterilität an überliefertem Unvermögen sich reibt. (Man lese über dieses Thema: Karl Kraus: Heine und die Folgen.)

An der Leine

Und Edmund Edel schwärmt noch immer von Pleuresen. Der Verfasser des „männlichen Gegenstückes" zum Roman „das gefährliche Alter" hat von Jupe-culotte noch immer nicht geplaudert; selbst bei Gelegenheit einer Würdigung des „Hippodrom Noblesse" im Citypark schwang er sich nicht auf die hohe Causeuse der liebenswürdigen Spötter: um von ihr herab auch etwas über die letzte Mode zu sagen. Diesmal nimmt er es mit einem ernsten Unterton auf, er will originell sein, und das ist auch amüsant.

> In der Manege ein Dutzend Pferde, die bessere Tage gesehen haben, und denen mit der Zeit alles egal geworden ist. An einer langen, virtuos klatschenden Peitsche hängt ein sehr nobler Stallmeister. Er sieht aus wie Cyrano de Bergerac, ist aber besser gekleidet. Die Weste ist rot, der Sammetrock dunkel, der Zylinder schwarz und das Ganze glänzt fettig.

Nur eine Redewendung mag noch so viel bessere Tage gesehen haben, es wird sich immer noch ein Schmock finden: „Staat mit ihr zu machen".

Es gibt ein Hippodrom der Literatur, darin auf den Rosinanten der Schriftsprache Attacken gegen die Kunst und die Wahrheit geritten werden. Edel ergeht es dabei vielleicht wie dem Tertianer: „der hinter einer Pleuresendame reitet".

> Er hat grosse Mühe, nicht herunterzufallen, und das nicht sehr zart besaitete Friedrichstrassenpublikum lacht über ihn. Aber der Tertianer merkt es nicht. Er reitet stolz durch die unwahrscheinlich grünen Auen, die an der inneren Zeltwand ringsum aufgemalt sind. Ein Traum! Dreimal herum in der Manege — dreimal durch traumgrüne Auen, durch ein romantisches Leben, durch eine

heldenhafte Zukunft. Der Tertianer reitet die Attacke von Mars-la-Tour, er reitet mit erhobenem Speer durch das Tournierfeld.

Das Publikum des Literatur-Hippodroms ist allerdings sehr zart besaitet, und es findet Geschmack und Freude an jedem Schmock, so schief er auch im Sattel der Schindmähre sitzt, die schon „ein Ahne" lahm geritten hat.

Aber eine soziale Bedeutung hat das Hippodrom, das im Citypark.

> Er stellt der Friedrichstrassenmenschheit gegen geringes Entgelt Rosinanten zur Verfügung. Und siehe da: ein geschmiertes Wandbild wird zum frühlingsfrischen Feld und Don Quixote trabt dreimal um die Manege. Und das sei dem Hippodrom gedankt. Eine Stätte, wo arme Pflastertreter ein bischen reiten dürfen und Alltagsfrohner ein bischen träumen, macht sich um das Gemeinwesen verdient. Der Mann in der roten Weste hat eine grosse soziale Bedeutung: arme Menschen dürfen sich für zwei Groschen fünf Minuten lang einbilden, dass er der Knappe ihres Rittertums ist. Und dann hinaus in den kotigen Hof, hinaus auf die traurige und gefährliche Strasse.

Es ist zum sich Aufbäumen und zum Wiehern.

Los des Daidalos

> Einen Spezialerfolg bei der gestrigen Aufführung von Kysers „Medusa" im Modernen Theater hatte der Schauspieler Hans H. Dietzsch, der Amateur-Bildhauer ist und die Statuen modelliert hatte. Die riesigen Tonmodelle, von denen manche 4 Zentner schwer waren, machten einen durchaus künstlerischen Eindruck. In den Ton waren an einzelnen Stellen kleine Steinstücke geschickt eingefügt, die den Meissel des Bildhauers Daidalos bei der Arbeit knirschen liessen. Sehr hübsch war die Statue der Medusa modelliert, die sehr leicht für die Illusion hätte gefährlich werden können und in der Ausführung des talentierten Herrn Dietzsch verblüffend glaubhaft wirkte

Die Tonmodelle, von denen manche vier Zentner schwer waren, und das will schon etwas sagen, machten einen durchaus künstlerischen Eindruck, aber die Statue der Medusa, die sehr hübsch modelliert war, wirkte in der Ausführung des talentierten Herrn Dietzsch verblüffend glaubhaft.

Daidalos, der Held des Kyserschen Dramas, muss sterben, weil er ein Bildwerk vollenden will, darauf der Fluch eines rachegierigen Fürsten liegt.

Die Seelenerschütterung, die das Drama hervorrufen will, erleidet einen tötlichen Stoss an dem Nebenberuf eines Schauspielers, das erdichtete Genie bleibt gleich einem grotesken Schatten hinter dem wirklichen, dem lebenden Amateur liegen, der im Lichte der Reklame fast das Ganze eines halben Erfolges für sich in Anspruch raubt.

Und selbst noch an der Würdigung der Presse hatte er etwas richtig zu stellen.

> Zu unserer gestrigen Mitteilung über den schönen Erfolg, den der Schauspieler Hans Hubert Dietzsch in der „Medusa"-Aufführung als Bildhauer erzielte, ersucht uns der Künstler, um Missverständnissen vorzubeugen, um die Feststellung, dass er nicht Amateur-Bildhauer ist, sondern, bevor er die Bühnenkarriere einschlug, die Kgl Kunstakademie in Kassel absolviert hat und Meisterschüler von Karl Begas war.

So wie die letzten zwei Akte der „Medusa": „den: Wechsel auf ihres Verfassers Zukunft akzeptieren", so wird einem Schauspieler auf Konto Kunst gutgeschrieben, dass er sich als Bildhauer um die Inszenierung eines Bühnenwerkes in dem Masse verdient gemacht hat.

J. A.

Von einem andern Geschäft

Ein Ullsteinblatt schrieb über die Erstaufführung des „Oedipus":

> Das Sophokles-Gastspiel des Deutschen Theaters im Zirkus Schumann, das gestern unter carusohaftem Andrang vor sich ging, endete mit dem lauten und bewundernden Beifall für das geniale Werk einer Regiekunst, die gewiss nicht in jedem Stück ins Schwarze traf, aber in ihrem imposanten Reichtum szenischer Phantasie wiederum die schöpferische Kraft offenbarte, altererbten unvergänglichen Besitz zu neuem Wert zu steigern, verschlossene Tore zu sprengen, auf ferne Zukunftsmöglichkeiten theatralischer Künste hinzudeuten Man mag darüber gelächelt haben, dass Reinhardt sich einen Zirkus zum Schauplatz dieses dramatischen Festes auswählte. Doch der Zirkus steht dem antiken Theater näher als jedes andere moderne Bühnenhaus, und es zeigte sich, dass die gewaltigen Erschütterungen der Masse, nach denen die Griechen strebten, an solcher Stelle vielleicht unmittelbarer zu erreichen sind als irgend sonst.

Drei Monate später war in demselben Blatt unter „Theater, Kunst und Wissenschaft" dieser Bilanzbericht zu lesen:

> Was am Zirkus-„Oedipus" verdient wurde Nächsten Montag beendet Max Reinhardt seine erfolgreiche Oedipus-Saison im Zirkus Schumann in Berlin. Dreissigmal ist Oedipus in diesem Winter gegeben worden. Diese 30 Vorstellungen waren für den Leiter des Deutschen Theaters ein sehr einträgliches Geschäft. Sie haben ihm, wie der Confectionär mitteilt, eine Einnahme von 435000 Mark gebracht. Reinhardt hat für jeden Abend, den er im Zirkus spielte, Direktor Schumann 5500 Mark bezahlt Seine Einnahmen betrugen — der Zirkus fasst 4500 Personen - durchschnittlich pro Abend, da er immer ausverkaufte Häuser erzielte, 14500 Mark, so dass ihm also ein Ueberschuss von 9000 Mark pro Abend, für die 30 Vorstellungen demnach 270000 Mark verblieb. Demgegenüber sind die Ausgaben verhältnismässig gering. Bei den Kostümen und dem Szenenaufbau handelte es sich um eine einmalige Ausgabe, der Chor, der aus Studenten gebildet wurde, erhält keine Bezahlung, sondern bekommt als Bezahlung Freibillets zum Deutschen Theater und zu den Kammerspielen.

J. A.

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE
Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich-Ungarn
In Vertretung: Oskar Kokoschka

Die Abonnenten unserer Wochenschrift

werden höflichst um Einsendung des fälligen Betrages gebeten. Er wird andernfalls am 20. April unter Nachnahme mit Zuschlag der Einziehungskosten behoben werden. ——:—— Sämtliche Postämter nehmen Bestellungen auf unsere Wochenschrift entgegen. ——: Probenummern werden an jede angegebene Adresse :—— versandt. ——:

Verlag DER STURM

Preis 1 Mark Preis 1 Mark

Menthol-Malz-Dragées

Sicheres Mittel gegen akute Katarrhe der Atmungsorgane ermöglicht Schauspielern und Sängern sofortigen Gebrauch der erkrankten Organe

•••••• ZAHLREICHE ANERKENNUNGEN ••••••

Zu haben in allen Apotheken und Drogerien / Alleinige Fabrikantin „Pharmacia" / Fabrik für pharmaceutischen Bedarf / Berlin-Halensee

Wohlschmeckend Sicher wirkend

Neue Sezession

Dritte Ausstellung

Galerie Maximilian Macht

Berlin W. Ranke-Strasse 1

an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche

Les Marges

5 rue Chaptal / Paris

Diese literarische Zeitschrift veröffentlichte das französische Original der Tagebücher Flauberts, deren Uebertragung in Deutschland verboten wurde.
Die Hefte, die die Tagebücher Flauberts enthalten, sowie die übrigen seitdem erschienenen Nummern sind vom Verlag der Zeitschrift Les Marges gegen Einsendung von sechs Francs direkt zu beziehen.

Die Fackel

HERAUSGEBER
Karl Kraus

Nummer 319/320
soeben erschienen

Preis 50 Pfg.

ÜBERALL ERHÄLTLICH

Soeben erschien:

ELSE LASKER-SCHÜLER

MEINE WUNDER

GEDICHTE

Preis in van Geldern-Bütten gebunden
Drei Mark

DREILILIEN-VERLAG
KARLSRUHE UND LEIPZIG

Die Deutsche Briefgesellschaft

(gegr. 1905, Vors.: General Arent, Exz.)

die Angehörige in allen fünf Erdteilen besitzt, bezweckt nicht etwa nur die Anbahnung brieflichen Verkehrs unter ihren Mitgliedern — sie ist im Gegenteil eine der vielseitigsten Institutionen der Welt: sie führt mit interessanten Menschen zusammen, sie schafft Verbindungen zwischen Nord und Süd, Heimat und Uebersee, sie sorgt für persönlichen Anschluss auf Reisen, sie hilft Material für Studienzwecke und Enqueten zusammentragen, sie befördert den Sammlerverkehr, sie ist für geschäftliche Interessen zu benutzen, sie vermittelt Auskünfte und Gefälligkeiten, sie stellt sich in den Dienst von Reformbewegungen aller Art usw. usw. Ihr Verbandsblatt („das intimste Blatt der deutschen Presse") setzt sich fast ausschliesslich aus Briefen, Skizzen, Meinungsäusserungen, Schilderungen von Erlebnissen usw. der Mitglieder zusammen und bietet Gelegenheit zu schriftstellerischer Betätigung. Jeder Beitrag wird honoriert! Jahressteuer Mk. 5,50. Prospekt durch die **Geschäftsstelle der Deutschen Briefgesellschaft, Naunhof-Leipzig.**

Kurhaus und Erholungsheim

Schloss Neuenhagen

in Berlin-Neuenhagen (32 Min. Fahrzeit v. Alexanderpl.)

Hauptgebäude mit Zentralheizung u. elektr. Licht, große, helle Zimmer, mitten im Garten gelegen. **20200 Quadratmeter grosser, herrlicher Park,** grosser Obstreichtum, Lauben, grosser Teich usw. Das ganze Jahr geöffnet. Den Besuchern Berlins als herrlicher Aufenthaltsort empfohlen. Fern von dem Lärm und dem Staub der Stadt. Bequemste Verbindung mit Berlin durch stündlichen Bahnortsverkehr. — Lassen Sie sich die Broschüre „Leben" kommen vom Besitzer u. Leiter **Emil Peters**

Handelswissenschaftl. Kurse von **Friedr. Mester** **Leipzig**

unter Mitwirkung 12 hervorragender Fachleute der Theorie und Praxis (staatlich geprüfte Lehrer, Akademiker oder auch Kaufleute in führender Stellung) Gründliche Einführung in die verschiedenen Branchen des kaufmännischen Berufes, rationelles Studium der Handels- und verwandten Wissenschaften als Ersatz für ein mehrjähriges Hochschulstudium. Muster-Uebungs-Kontor.

Das Studium ist für Anfänger (Damen und Herren) die für Stenographie, deutsche und fremdsprachliche Korrespondenz, Kasse-, Buchführungs- und Bilanz-Technik, Büro-Praxis sich vorbereiten wollen —

sowohl für junge Leute, die nur eine Volks-, Real- oder ähnliche Schule absolviert haben, wie für

Herren mit besseren praktischen oder theoretischen Vorkenntnissen, Einjährig-Freiwillige, Abiturienten,

für Kaufleute reiferen Alters, die bereits praktisch tätig waren und den Forderungen der Gegenwart entsprechend ihre Fachkenntnisse erweitern oder vertiefen wollen oder

für Bankbeamte, Ingenieure, Chemiker, Brauer, Juristen, Nationalökonom., Offiziere, die für Verwaltung wirtschaftlicher Unternehmungen oder Verbände, Aktien- oder ähnlicher Gesellschaften sich vorbereiten wollen. Dauer der Kurse 6—12 Monate — je nach Vorbildung und Ziel.

Prospekte gratis durch die Direktion, Johannisplatz 5.

Der schönste Punkt

in der Umgebung Berlins ist Pichelsdorf an der Heeresstrasse. Die letzten **Wasservillenbaustellen** an der Havel, gegenüber Pichelswerder sollen sofort preiswert verkauft werden. Näheres die

Bodengesellschaft des Westens,

Mauerstrasse 86—88 .. Telephon I 7497

LES CAHIERS DU CENTRE

Monatsschrift für Soziologie, Geschichte, Kunst ::: ::: und Literatur

Gegründ. von PAUL CORNU
Herausgeber und :: Schriftleiter :: HENRI BURIOT

In den **Cahiers du Centre** erschienen Werke von Jules Renard, Charles-Louis Philippe, Marguerite Audoux, Emile Guillaumin, Romain Rolland, André Spire, Henri Bachelin, Valery Larbaud, Raymond Darsiles u. a. m.

Jahresbezug fürs Ausland: 4,80 Mk. (Luxusausg. 9,60 Mk.)
Probeheft gegen Einsendung ::: von 50 Pfennig :::

Verlag und Redaktion:
16, Boulevard Chambonnet, MOULINS (Allier) Frankreich

L'Effort

Halbmonatsschrift

für moderne Kultur und französische Sezession in den Künsten und in der ... Literatur ...

Herausgeber und : Schriftleiter :
JEAN RICHARD

Jahresbezug für das Ausland: Mark 4.50

Zweiter Jahrgang

Verlag und Redaktion:
POITIERS (Vienne)
... Frankreich ...

Der Bühnen-Roland

Das freie Wort des deutschen Schauspielers

— **Des Bühnen-Boten zwölfter Jahrgang** —

Der Bühnen-Roland bringt Aufsätze der bekanntesten Fachleute über sämtliche Gebiete der Theaterkultur und verfolgt die modernen litterarischen und künstlerischen Bewegungen. Die **Soziale Beilage** tritt für die Interessen des gesamten Schauspielerstandes ein und gewährt grundsätzlich jeder berechtigen Meinung Raum. Engagements-Inserate die Zeile 10 Pf., für Bezieher 8 Zeilen frei Bezugspreis vierteljährlich 3 Mark. **Probeabonnement** auf einen Monat **kostenlos** vom Verlag C. Clauder in Grüna-Chemnitz.

Hauptredaktion: Berlin N 37 Lottumstrasse 14

Weinhaus Rheingold

KAISER-SAAL
Täglich: **Translateur-Konzert**

Dr. Rudolf Bluemner

Schauspieler und Regisseur am Deutschen Theater
Lehrer a. d. Schauspielschule d. Deutschen Theaters

erteilt Unterricht in

Sprachtechnik und Rollenstudium

CHARLOTTENBURG
Wilmersdorferstr. 75 **Sprechstunde: 5—6 Uhr**

Sammler-Berichte

Journal der I K V

Internationale Korrespondenz-Vereinigung

für ideale Korrespondenz, Sammelwesen, Tausch, Verkauf, Geschäft, Vertretungen und sonstigen Absatz, Erwerb, Auskunft usw.

Monatliche Gratisgaben in Briefmarken, zuadressierten Postkarten, Büchern usw.

Jahresbeitrag für I K V mit „Sammler-Berichte" nur **4 Mk.** (5 Franks). Eintritt jederzeit.

Ausführliche Probenummer und Satzungen **gratis** durch **Ernst Marré Verlag, Leipzig (Revier 176).**

 Inseratenannahme: Geschäftsstelle „Der Sturm" Hannover, Artilleriestr. 15, für Berlin, Potsdamerstr. 111, sowie sämtl. Annoncen-Expeditionen Druck v. Carl Schüssler-Hannover